

Reichsbischöfe (vgl. DA 59, 686f.) oder Rainald Beckers fundierte Fallstudie über den Weg zum Bischofsamt um 1500, untersucht anhand geistlicher Karrieren in der Kirchenprovinz Salzburg. Mit der Frage nach der Selbst-Bildung von Bischöfen im späten MA könnte man ohne Probleme ein ganzes Graduiertenkolleg beschäftigen, und dann möchte man erwarten, dass anhand klug ausgewählter Fallbeispiele (welche Bistümer, welche Bischöfe?) und einer mit Umsicht ermittelten Quellenlage (bischöfliche Selbstzeugnisse und Quellen der bischöflichen Amtspraxis) empirische Ergebnisse erzielt werden, die repräsentativ und vergleichbar sind. Das wird man von der vorliegenden Arbeit nur bedingt sagen können, der es zwar nicht an einem theoretischen Konzept fehlt, wohl aber an einem umfassenden Analyseraster. Zwar wird das Amt des ma. Bischofs (chronologisch geht es freilich nur um das späte MA) nach Aufgabenspektrum, Karrierewegen, Wahlverfahren und Erhebungspraktiken vorgestellt, um dann in drei Untersuchungsgängen nach der Selbst-Bildung zu fragen: Zunächst geht es um die „Formierung in ein bischöfliches Selbst“ (S. 51–85), konkret um Fragen, wie sich Bischöfe in ihrem Amt veränderten und wie sie den Alltag der bischöflichen Amtswaltung einübten. Im nächsten Untersuchungsgang spürt die Vf. „erzählerische Momente bischöflicher Subjekt-Aushandlung“ (S. 87–186) auf, indem sie anhand von Fallbeispielen nach der Landesherrschaft, dem geistlichen Amt und der Rolle des bischöflichen Stadtherrn fragt. Im letzten Untersuchungsgang sind „besondere Herausforderungen im Aushandlungsprozess“ (S. 187–239) das Thema, von der Vf. etwas abstrakt als „Probleme“ und „Störungen“ apostrophiert, also außerordentliche Herausforderungen bischöflicher Amtsführung und ihre Begrenzung durch Überforderung und Versagen. Selbstverständlich sieht die Vf., wie sie in der Schlusszusammenfassung feststellt (S. 241–245), ihren hochambitionierten Untersuchungsansatz bestätigt. Das liegt wohl auch in der Logik von Graduiertenkollegs und anderen Forschungsverbünden, die mit theoretisch elaborierten Untersuchungsansätzen auf historische Quellen losgelassen werden. Dass W. sich nicht mit Quellen auseinandersetzen würde, kann man ihr gewiss nicht zum Vorwurf machen, aber hier werden gleichwohl die engen Grenzen der Arbeit deutlich, denn es sind vor allem einige wenige Zeugnisse spätm. Bistumschronistik aus Bremen, Magdeburg, Merseburg, Münster, Trier und Würzburg, die herangezogen werden. Dass für Würzburg nur die dürftige Bischofschronik des Wilhelm Werner von Zimmern benutzt wurde, nicht aber die viel ertragreichere des Lorenz Fries, spricht Bände. Lediglich für den Augsburger Bischof Friedrich von Zollern (1485–1505) wurde mit seinem Tagebuch ein bischöfliches Selbstzeugnis herangezogen, obwohl es weitere gäbe, beispielsweise aus Brixen, Meißen und Regensburg. Das aber wären die Quellen, die wohl am ehesten an den Prozess der bischöflichen „Selbst-Bildung“ heranführen könnten. Die Bischofschronistik liefert hingegen vor allem Idealbilder, schildert normative Vorstellungen, bleibt aber schon durch ihren zeitlichen Abstand vom tatsächlichen Handeln der bischöflichen Protagonisten losgelöst. Die Vf. hat im Sinne des Oldenburger Graduiertenkollegs ihre Aufgabe gewiss gut gelöst, für die Erforschung des Werdegangs